

Thomas Kade

Whoo hoo!

Sie waren da! Keiner glaubt mir, aber sie waren da. Sie sind da und sie werden bleiben.

Ich bin nicht so, dass ich allen davon erzähle, dass ich versuche, Freunde zu überzeugen, dass ich die Polizei rufe oder das Ordnungsamt darauf hinweise. Klar, ich habe schon angerufen, um mitzuteilen, dass die Autos in meiner Straße zu nah an den Häusern parken. Längere Zeit später kamen zwei Mitarbeiter raus und fotografierten mit einem Maßband in der Hand die, die fast in den Eingängen standen. Es gibt einige untrügliche Zeichen. Täglich mache ich meine Runde, gehe aus der Haustür die Sackgasse links runter. Dabei schaue ich mich um, eher locker und ohne unbedingt etwas ausspähen zu wollen. Manchmal fallen mir Gegenstände auf, Abfall und Müll, der herumliegt, leere Flaschen, die ich, wenn sie Pfandgeld versprechen, im Kiosk an der Ecke abgebe. Dabei versuche ich, einen Kontakt mit dem oberen, offenen Ende zu vermeiden, um meine Finger nicht mit fremdem Speichel zu beschmutzen. Meist befindet sich eine Plastiktüte in meinem Rucksack, in der ich die Pfandflaschen sammle, wenn ich unterwegs bin.

Veränderungen springen nicht gleich ins Auge. Manchmal sind es auch nur kleine Unterschiede, wenn an einer Türklingel ein anderer Name steht. Alle kenne ich nicht in meiner Straße, aber ein neuer Namen, vor allem wenn es sich um solche aus fremden Ländern handelt, fällt sofort auf und bleibt im Gedächtnis hängen. So konnte ich in den letzten Jahren eine ganze Menge Nachnamen lernen, vor allem die Sprachfamilien auseinanderhalten. Gehe ich die Sackgasse runter, höre ich die unterschiedlichsten Satzmelodien. Die Menschen telefonieren und streiten doch sehr verschieden. Vor etwa einer Woche war wieder Saharasand mit dem Wind zu uns getrieben. Ein dünner Pulverfilm lag auf den Autoscheiben und den Karosserien, so dass alle Farben einen ähnlichen Schimmer ausstrahlten. Unter den Schuhen knirschte es, mehr als sonst, fiel mir auf. Als ich mit dem Zeigefinger in eine Scheibe schrieb: „Jedem sein Stück Wüste!“, und noch überlegte, wer dies vor mir gefordert hatte, bemerkte ich, mit einem kleinen Erschrecken, dass der Sand nicht wie üblich gelblich, hellbraun war, sondern grau und, wo der Finger ihn zu winzigen Häufchen zusammengeschoben hatte, fast schwarz. Ich hob den Finger vors Gesicht und sah, dass die Kuppe schwarz war, als hätte ich in Tinte fassen müssen, um der Polizei Fingerabdrücke zu geben. „Wie früher, vor vierzig Jahren“, rief ein Nachbar über die Straße. „Ja, wirklich, als wäre die Gasrußanstalt noch in Betrieb oder die Kokerei“, antwortete ich laut, um die Straßenbahn zu übertönen. „Wenn Montag wär, hätte ich vermutet, dass alle gegrillt haben, aber so.“ Mein Nachbar von schräg gegenüber ist einer der wenigen in der Straße, manchmal fürchte ich, der einzige, der freundlich und hilfsbereit ist. Die anderen sind abweisend, schnell vorübergegangen, wenn ich sie treffe und grüße, wenigstens mit einem angedeuteten Kopfnicken. Niemand grüßt zurück. Sie sind laut, oft höre ich ihre, mir unangenehme, Musik durch die auf Kippe gestellten oder sogar ganz geöffneten Fenster. Wenn sie sich streiten, schreien sie sich ohne Rücksicht an, ihre Kinder beginnen zu plärren. Viele besitzen Hunde, die sie in der Sackgasse, die auf eine ehemalige, jetzt für Spaziergänger ausgebaute Bahntrasse stößt, ausführen und auf den Gehweg machen lassen. Man muß aufpassen, nicht in Kot zu treten. Wenn ich dann einen Gassigeher auf frischer Tat erwische, reagiert der äußerst unwirsch, natürlich weil er sich ertappt fühlt: „Das geht dich gar nichts an!“ Manchmal wird es gefährlich, wenn ich dann noch etwas erwidre. Das Wort

Hundekotbeutel soll uns erstmal einer nachmachen, die unzähligen Zusammensetzungen mit Verordnung, die Abkürzungen dafür und die rechtlichen Restriktionen, die das nach sich zieht, denke ich und halte mich besser zurück.

Auf der ganzen Strecke bis zur Bahntrasse knirscht dieser schwarze Sand unter meinen Schuhen. Die sonst glänzenden frischen Haufen sehen stumpf aus und um sie herum liegen einige tote Fliegen, die sonst immer daran saugen und mit ihren grünblau schillernden Flügeln die Haufen sichtbar verschönern. Man hört sie schwirren und surren und ist gewarnt. Jetzt ist alles still. Auch aus den Wohnungen dringt kein Laut. Es riecht, da es gegen Mittag geht, nach Gebratenem, mit einem Duft von mir unbekanntem Gewürzen. Nicht unangenehm nimmt es die Nase wahr und versucht, aus den tausenden von Gerüchen etwas Ähnliches herauszuschmecken. Es changiert zwischen süßlich und pfeffrig. Jemand anders würde sagen: „Verbrannte Schokolade! Mit irgendeinem dieser neumodischen Zusätze, Chili oder Leder oder so.“ Aber der hätte nicht alles heraus gerochen. Es ist etwas Eisenhaltiges beigemischt, nicht unbedingt blutig, Kupfer, Mennige, Rostschutz, Nahrungskonzentrat aus einer Metalltube. Ach, ich grübele und komme doch nicht drauf.

Am letzten Haus auf meiner Seite, bevor es die kurze Steigung mit Kehre zur Trasse hinaufgeht, angekommen, sehe ich etwas auf den beigen, bröckelnden Putz gesprayt. In weißen großen, ineinander verschlungenen Buchstaben, nicht sofort zu entziffern, lese ich: Whoo hoo. Erst spreche ich es leise Woho aus, probiere es dann als Wuhu, was sich für mich richtiger anhört. Auf der Hauswand gegenüber sehe ich jetzt eine Art grünen stacheligen Kugelfisch, der mit zwei Augen in der Mitte seines runden Leibes verschmitzt lächelt. Je länger ich ihn anschau, desto hinterhältiger sieht er zurück. Die Handschriften, wenn man denn so sagen will, ähneln sich. Der weiße Lack scheint aus derselben Dose zu stammen und die Enden der Buchstaben und der Stacheln sind in gleichem Maße weggezogen. Ein fehlfarbener Planet, der lebt und tötet, genauer Teil eines Planeten, Lebewesen von diesem unbekanntem Stern. Nein, da hat nur ein sich langweilender Jugendlicher etwas an die Häuser geschmiert, wie ein Hund, der an jeder Ecke und Haustür ein paar Tropfen ablassen muß, um sein Revier zu markieren, das doch nur dem Gang und Willen seines Herren geschuldet ist. Würde es irgendwo in den unendlichen Tiefen und Weiten des Alls uns ähnliche Lebewesen geben, würden sie auch Haustiere halten, Kampfhunde und Pudel mit violetterm Fell? Wenn nicht – und das schätze ich – würde eine Verständigung schwierig werden, wenn nicht gänzlich unmöglich.

Ich bin abgeschweift. Komisch, die Häuser hier unten, die Gasse senkt sich um vielleicht ein, zwei Meter, hier unten also sind die Häuser schmutziger, sehr lange nicht renoviert worden, und die Mieter nicht gerade für Sauberkeit bekannt. Oft stehen Haufen von Müll und zerbrochenen Möbeln so lange, bis die Stadtreinigung sie beseitigt. Ein Job übrigens, der Zukunft verspricht. Dann sind die Tüten aufgeplatzt, Essensreste rausgequollen und alles über den Gehweg verteilt. Die Fenster werden nie geputzt, der Himmel spiegelt sich nicht in ihnen mit seinen jetzt schnell ziehenden Wolken. Tatsächlich sehe ich helle Wolken durch die Fenster ziehen. Sie müssen geputzt worden sein. Das habe ich in fünfzehn Jahren noch nicht erlebt. Selbst die Rahmen wurden gereinigt. Nur auf den Brüstungen liegt dieser schwarze Sand. „Hallo, ein schöner Tag zum Spaziergehen“, höre ich aus dem Parterrefenster. Das war bis gestern noch mit alten, schmutzigen Decken verhängt. Ich sehe nach links und aus dem ganz nach innen geöffneten Fenster grüßt mich freundlich ein junger Mann. Ich zucke ein wenig zurück, versuche mein Erschrecken zu verbergen. Den Mann kenne ich, wie er mehrmals täglich mit seinem gefährlich aussehenden Hund, ein

Dobermannverschnitt, die Straße passiert. Der Hund hat seine Vorderpfoten aufs Fensterbrett gelegt und schaut mich erwartungsvoll und freundlich wie sein Herrchen an. Der streichelt ihn und der Hund winselt zufrieden, leckt ihm die freie Hand. Der Mann packt mit der abgeleckten Hand einen Eimer, in dem ein Lappen mit Schaum schwimmt. „Dies schwarze Zeugs muß weg“, sagt er und beginnt mit dem nassen Lappen über die Brüstung zu schrubben. Er macht das sehr gründlich, aber auch vorsichtig, um nicht die Hauswand mit dem dreckigen Wischwasser zu beschmutzen. Ich bin positiv überrascht und stimme ihm zu: „Nachher mach ich auch sauber. Es soll ja in den nächsten Tagen nicht regnen. Da müssen wir alle selber ran.“ Er wünscht mir einen schönen Tag, ich ihm ebenso und beschwingt steige ich zur Bahntrasse hoch und beginne meine Runde, die mich in einem großen Bogen über die Hauptstraße, um den Friedhof und zurück zu meiner Sachgasse führt, zwischen einem Kiosk und der Spielhalle.

Am Anfang der Gasse ist wie immer überall Müll verstreut, hauptsächlich Kippen, zerdrückte Zigarettenschachteln, halbleere Chipstüten, Bierflaschen, Wurstreste, Glasscherben. Wo die Mietwohnungen beginnen, ist etwas anders als sonst. Erst verlangsamt ich meinen Schritt, dann bleibe ich stehen, schaue genauer hin, um rauszukriegen, was passiert ist. An der Fassade des Kioskes steht auch Whoo Hoo gesprüht, neben dem Hauseingang. Ich überquere die schmale Straße und schaue mich im Eingang um. Die Klingelschilder sind hell, die Namen ordentlich unter den kleinen Plastikkappen, als wären alle gerade eingezogen. Aber die Namen lauten wie zuvor. Nein, nicht ganz, jeder Namen endet mit whoohoo, ohne Lücke. Hier wohnt doch Katschinski und jetzt Katschwhohoo. Und unter denen Rosenkranz, jetzt steht an ihrem Klingelschild Rosenwhoohoo. Merkwürdig, da hat sich einer einen Scherz erlaubt, denke ich, schüttele den Kopf und schaue zu meiner Haustür rüber. Jetzt fällt es mir auf, die Straße ist sauber, genau wie die Bürgersteige. Obwohl nicht Mittwoch morgen und der Reinigungswagen durchgerauscht ist. Selbst unter den wenigen parkenden Autos – kein Abfall. Das kann nur sein, wenn vor dem Wagen die Müllleute mit Besen, besser Laubbläsern durchgekommen sind. Nachdenklich schlendere ich zu meiner Tür, schließe auf und betrete den Hausflur. Es riecht nach Putzmitteln, die Treppenstufen glänzen, in keiner Ecke wehen Spinnweben im Luftzug der Tür. Es kommt mir vor, als wäre das Licht an, so hell scheinen die Wand und der Handlauf. Beim Steigen in den dritten Stock stelle ich fest, dass alle Fenster geputzt sind. Da muß ich meine wohl auch mal wieder, fühle ich mich erlappt. Aber wenn das alle machen, fällt es leichter und man fühlt sich gut. Ja, es ist ein gutes Gefühl, in einer sauberen, netten Umgebung zu wohnen. Ich schaue unter der Spüle nach, ob ich noch genug Glasreiniger vorrätig habe. Dabei checke ich auch alle anderen Putzmittel.

Das Fenster in der Küche ist das kleinste und am leichtesten freizuräumen, deshalb fange ich mit ihm an. Das Bad ist nicht so wichtig und kommt zum Schluß. Es geht nach hinten raus, zum Balkon mit den vielen grünen Pflanzen, einigen Bäumen, die man sogar im Sitzen auf der Klobrille sieht. Dort hockend kommt einem die Dämmerung entgegen und man würde sich gegen größere Helligkeit zur Wehr setzen. Den Metallstab hebe ich mit der feinen, weißen Gardine aus den Halterungen. Ich glaube, es sollen Rosen sein, die in das Muster gewebt sind. Die Sicht, die durch die Gardine behindert wird, ist jetzt frei und ich sehe, dass in den Häusern gegenüber auch Fenster geputzt werden. Der Tag wird immer merkwürdiger, aber auf eine angenehme Art. In der großen Wohnung schräg links gegenüber, auch im dritten Stock, auf meiner Augenhöhe also, grüßt der Buchhändler mit wehendem Putzlappen. Ich wedele zurück mit meinem, der noch trocken ist. Beinahe fällt er mir aus der Hand. Aber bei dem

heutigen Glück würde ihn mir ein Fußgänger hochbringen. „Gutes Wetter für eine Putzaktion.“ Habe ich mehrere Stimmen gehört? Im Chor? Tatsächlich, in allen Wohnungen sind die Mieter dabei, die Fenster und die geschwärzten Brüstungen zu säubern. Normalerweise würde ich mich freuen, jetzt in dieser geballten Handlung kommt es mir vor, als müßten alle Spuren beseitigen. Aber von was? Ich bin zu skeptisch geworden, traue den Menschen nicht mehr. Hektisch wische ich über die Scheiben, als würde ich die Fragen und mein Mißtrauen wegschrubben. Nach kurzer Zeit und gründlichem Trockenreiben glänzt das Fenster und mit ihm die ganze Küche und selbst die Straße. Als ich nach einer knappen Stunde die wieder aufgehängte Gardine beiseite schiebe, hinauschaue, bietet sich mir ein idyllisches Bild dar. Eine kleine Straße von Altbauten umstanden, die jeder als adrett beschreiben würde. Hier will ich wohnen. Und ich wollte schon wegziehen, weil alles so laut und müllig geworden ist.

Am nächsten Morgen werde ich früh wach, reibe mir die Augen und weiß nicht recht, was mich geweckt hat. Es war kein Lärm, nicht das Grollen des Motors eines Motorrads, wie es oft donnert von rechts gegenüber, wenn der junge Mann mehrfach am Tag bis in die Nacht seine Maschine zündet, den Helm aufsetzt, ins Navi startt und erst dann zu einer Tour startet, von der ich das Schlechteste annehme. Geldeintreiber oder Drogenkurier könnte passen. Aber vielleicht bringt er auch nur eilige Medikamente zu Kranken. Ich höre noch in letzte Traumreste hinein Vögel zwitschern und singen, Tauben gurren, Elstern keckern. Singt jemand ein Lied? Die Melodie kommt mir bekannt vor. Das kann nicht sein. Als würde am Brunnen vor dem Tor ein Lindenbaum stehen, ein lauer Wind aus einer Wüstenosase herüberwehen, mein Bett im Kornfeld wackeln. Über mir wird Staub gesaugt und dabei fröhlich gepfiffen. Der Saugton erlischt langsam, ich höre Schritte, dann schellt es. Ich rappele mich hoch, gehe zur Haustür und schaue durch den Spion. Mein verzerrter Nachbar erscheint, pfeifend, dann lächelnd. Ich öffne die Tür. „Guten Morgen! Ich sauge gerade Staub und bin bei mir fertig, ich könnte Ihre Wohnung schnell durchsaugen.“ Normalerweise ist er sehr reserviert, grüßt kaum, wenn wir uns im Treppenhaus treffen, rennt zügig an mir vorbei. „Morgen“, antworte ich müde, „das ist nett. Ich bin noch nicht auf, wie Sie sehen. Aber kommen Sie rein. Ich zieh mich nur eben an.“ „Ach, keine Umstände. Ich beeile mich.“ Er geht mit seinem Staubsauger, einem leichten, modernen Gerät, an mir vorbei. „Wenn Sie eine Steckdose suchen...“ „Nein, danke. Akku.“ Er deutet auf die Ausbuchtung und beginnt mit seiner Arbeit. Bis ich mich angezogen habe, ist er schon fast fertig. Ich beobachte ihn im letzten Zimmer, wie er mit der Saugdüse sogar bis in die hintersten Ecken geht. Ich danke ihm und biete noch einen Kaffee an. „Ja, gern, mit etwas Milch, kein Zucker.“ „Wie ich.“ „Wissen Sie, ich wohne schon lange hier und die Atmosphäre wird immer besser.“ Dem kann ich nur bedingt zustimmen, denn die letzten Jahre war es eher umgekehrt, aber seit vorgestern, sage ich zu ihm, würde es wirklich angenehmer, die Menschen zugewandter, freundlicher. Als er gegangen ist, überlege ich, was eigentlich geschehen ist. Mir fällt wieder ein, dass es spät abends blitzte, aber kein Donner folgte. Dann roch es verbrannt. Ich schenkte diesen Umständen keine Beachtung, weil es oft verbrannt stinkt, wenn gegrillt wird, keiner warten will und den Glutprozeß mit Spiritus verkürzt.

Mir der Jacke überm Arm verlasse ich das Haus. Die Tür schlägt lautlos, aber vollständig zu. Jemand muß sie geölt haben. Auf meiner üblichen Runde, wundere ich mich nicht mehr über die saubere Umgebung. Wie schnell man sich an gute Zustände gewöhnt, ist erstaunlich. Umgekehrt funktioniert das nicht. Im Rinnstein sind Reste des Sandes zu sehen, schwärzliche Rinnsale, die nicht bis zum letzten Gulli geflossen,

sondern unterwegs mit normalem Straßenstaub gemischt versandet, zwischen den holprigen Steinen und dem rissigen Asphaltbelag versickert sind. Ich weiß nicht warum, aber als ich ungefähr die Hälfte des Weges zur Trasse hinter mir habe, schaue ich in die Haustüren, dort vor allem auf die Namensschilder. Alle auf passendem Papier in Maschinenschrift und unter Plastik, sozusagen angetreten in Reihe und Glied. Und gleich angezogen, was ein bißchen, ich will nicht sagen, gruselig wirkt im Vergleich zu dem mehrfach überklebten, durchgestrichenen, in der Sonne verblichenen, wieder nachgeschriebenen, halb abgerissenen und schräg angeklebten Namen zuvor. Manchmal konnte man keinen Namen erkennen und der Postbote hat sich oft bei mir beschwert, weil er nachfragen mußte und es ihm verboten ist, Briefe in nicht klar lesbare Kästen zu werfen. Besonders merkwürdig ist, dass alle, tatsächlich alle ohne Ausnahme, auf whoohoo enden. Die Kirchbergers heißen jetzt Kirchwhoohoos. Ich gehe von Tür zu Tür, überquere die Straße und lese auch auf dieser Seite alle Namen. Es gibt eine gewisse Regelmäßigkeit: bei drei- und mehrsilbigen blieben die ersten beiden und dort wurde whoohoo angehängt, bei den zwei- und einsilbigen ist es angehängt, ohne dass vom ursprünglichen Klang etwas weggenommen wurde. Und nur Whoohoo heißt niemand, außer dass es jetzt an jeder Hauswand einmal steht. Und dieses grüne Biest ist etwa auf jedes fünfte Haus gemalt. Ich überlege, wie ich weiter vorgehen soll. In dem Haus, wo auch die Buchhändler wohnen, kenne ich einen Mieter etwas besser, wir haben uns gegenseitig beim Tragen von größeren Elektrogeräten geholfen und unterhalten uns, wenn wir uns zufällig treffen. Also schelle ich bei Kalusok, nein bei Kaluwhoohoo, und warte, dass er mir öffnet. Er ist meist zuhause, da er wegen einer Krankheit nicht mehr arbeiten kann. Das Schloß summt, ich drücke die Tür auf. Er wohnt parterre, seine Tür geht auf. „Hallo Heinz. Wie geht’s, alles o.k.?“ „Hallo! Ja, alles klar. Und bei dir?“ „Ich habe eigentlich nur eine Frage. Du heißt doch Kalusok. Hast du dein Namensschild mal angesehen?“ „Wie kommst du auf Kalusok? Kaluwhoohoo, sozusagen seit meiner Geburt.“ „Aber, alle heißen jetzt so. Als ich meine, alle enden so. Das ist komisch.“ „Kann sein. Für seinen Namen kann man nichts oder?“ Ich bin völlig verduzt und drehe mich im Hausflur um, verabschiede mich und gehe nach Hause.

Ich schrecke zusammen, als ich auch bei meiner Haustür sehe, dass alle Whoohoo heißen. Der unter mir wohnende Große-Kleffmann, ein eher kleinbürgerlicher Muffelkopf, ist Große-Whoohoo geworden. Nur mein Name hat noch nicht diese Endung. Das kann nicht sein. Ich sollte den Postboten fragen, der müßte wissen, was passiert ist und ob alles mit rechten Dingen zugeht, zugeht. Die Adressen auf den Briefen und Werbungen müssen doch diese Namen aufweisen, wenn er sie zustellen und in die richtigen Kästen werfen soll. Er ist älter und noch verbeamtet, er hat quasi einen Eid geschworen auf seine Zuverlässigkeit. Früher kam er gegen elf Uhr und war die Pünktlichkeit in Person. Je älter er wird, desto länger braucht er für seine Tour, deshalb muß ich meist bis nach zwölf auf ihn warten, in der Mitte der Woche noch länger. Er beginnt auf der anderen Seite der Straße, darum schaue ich ab kurz vor zwölf nach unten. Da kommt er um die Ecke des Kioskes, der jetzt, wie ich mit Schrecken feststelle, von den Dapiewhoohoos betrieben wird. Viel zu hastig eile ich nach unten, halte die Tür auf und erwarte den Postboten mit seinem schmutziggelben Wägelchen. Da sehe ich ihn schon auf meiner Seite, ganz unten beim ersten Haus. Und sein Dienstwägelchen glänzt in schmuckem Gelb. Je näher er kommt, desto nervöser rüttele ich an der Tür, mache sie halb zu, wieder ganz auf. Jetzt beliefert er das Haus vor meinem, braucht lange, bis er ohne den Packen Briefe, Zeitungen, Wurfsendungen wieder erscheint. „Hallo!“ rufe ich, zu laut für die kurze Entfernung. Schon ist er bei mir, stellt das gelbe noch halbvolle Gefährt ab, durchforstet die Briefe

und holt die für unser Haus bestimmten und die dort Wohnenden heraus. Ich mache ihm Platz, schaue gespannt, wie er mit präzisen Handgriffen und Bewegungen die Post in die Kästen wirft. Für mich ist heute, zum Glück, nichts dabei. Als er schon weiter will, halte ich ihn an und frage: „Sagen Sie, ist Ihnen nichts aufgefallen? Bei der Post, natürlich bei der Post, Sie bringen sie ja. Ich meine mit den Namen. Die sind doch alle anders, genauer gesagt, gleich.“ „Ich verstehe nicht. Ich bringe wie immer die Briefe zu den richtigen Empfängern.“ „Die heißen alle Whoohoo, das gibt's doch gar nicht! Das müssen Sie bemerkt haben. Was sagen Ihre Vorgesetzten dazu?“ „Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich habe die Post sortiert und jetzt trage ich sie aus. Ich muß weiter.“ Und da geht er, biegt um die Ecke, wo die Spielhalle ist, die wahrscheinlich auch Whoohoo heißt. Ich werde auf keinen Fall jetzt nachsehen. Obwohl ich befürchte, dass hier irgendwo in der Nähe der Ausgangspunkt liegt, ihr Stützpunkt, von dem aus sie agieren. Das könnte das neuerlich eröffnete Geschäft um die Ecke sein. Ein Bäcker mußte vor vielen Monaten schließen und nach langer Zeit des Leerstands, in der oft Obdachlose dort kampierten, ist ein Zustelldienst dort eingezogen. Obst, Gemüse, Getränke und andere Grundnahrungsmittel werden sofort nach Hause gebracht, umweltfreundlich mit dem Fahrrad. Die könnten unerkant im Viertel etwas verteilen. Keiner käme darauf, dass es uns gefährdet oder verändert.

An diesem Abend sehne ich mich nach den Streitereien, die laut auf der Straße ausgetragen wurden, nach den geschrienen Telefongesprächen, die die ganze Umgebung mithören mußte, nach Hundegebell und Musik, die mich stört. Eine derartige Idylle ist schwer erträglich, vor allem, wenn man nicht weiß, was eigentlich geschehen ist. Ich lege mich ins Bett und kann lange nicht einschlafen, weil es draußen so ruhig ist und in mir Gedanken und Befürchtungen stürmen. Irgendwann, es dämmt schon, sacke ich weg und wache spät auf. Die Sonne scheint mir ins Gesicht, weil ich vergessen habe, die Vorhänge und Gardinen zuzuziehen. Man sagt so leicht, es käme einem wie ein Alptraum vor, aber so fühle ich mich. Oder in einem schlechten Film. Ein B-Film aus den fünfziger Jahren, in denen fremde Wesen die kapitalistische Welt bedrohten. Der Erstkontakt verlief stets tödlich. Ich schluckte den unangenehmen Geschmack hinunter und stehe auf. Es ist gleich zwölf und die Post kommt. Schnell schlüpfte ich in den Morgenmantel und renne runter. Ich erschrecke bis ins tiefste Stammhirn, als ich sehe, dass mein Name Balliwhoohoo lautet, nicht mehr das schöne, französisch klingende Ballier. Der Postbote öffnet die Tür, da er einen Schlüssel von uns an seinem Bund mit den dutzenden Schlüsseln besitzt. Er stutzt kurz und begrüßt mich äußerst freundlich, als habe er das befremdliche Gespräch von gestern vergessen. Er wirft zwei, drei Briefe bei den andern ein und will dann einen grauen Briefumschlag in meinen Kasten stecken. „Nein, nicht!“ schreie ich ihn an, „das bin ich nicht. Ich heiße nicht Whoohoo. Gehen Sie weg!“ „Aber hier steht es, an Ihrem Kasten und auf dem Brief. Ein amtliches Schreiben.“ „Ich verweigere die Annahme. Ich will keine Post mehr von Ihnen, von denen natürlich, wer immer das ist.“ „Das müssen Sie mir schriftlich geben. Ich habe einen Vordruck dabei.“ Und er zieht wirklich ein Papier aus seiner Umhängetasche, fängt an, es auszufüllen, wie ich sehen kann, mit meiner richtigen Adresse und dem neuen Namen. Ich zögere erst, als er sagt: „Sie müssen nur hier unterschreiben.“, aber dann setze ich meine Unterschrift über die gestrichelte Linie. Bevor er es einsteckt, erkenne ich, dass er unterschrieben hat mit Randollwhoohoo. Auf einem behördlichen Formular. Mir schwindelt und ich drehe mich weg, mehr ins Haus hinein, in die Düsternis, die nicht mehr existiert. Dann höre ich die Tür zuschlagen. Sie sind wirklich da. Und ich, ich gehöre nicht dazu. Wenn ich jetzt die Polizei anrufe, meldet sich ein Hauptwachtmeister womöglich mit Schubwhoohoo. Ich werde nicht

anrufen, mich in meiner Wohnung verbarrikadieren, genug Vorräte habe ich von früheren Vorfällen. Ich renne rauf, stecke den Schlüssel ins Schloß und sehe, dass ich bei einem Whoohoo wohne. Befremdlich feindliche Freundlichkeit. Es scheint zu spät zu sein, sich dagegen zu wehren. Wir sind da.